

lebte, taubelt er, aber er ist völlig einberufen mit dem, was der Prinz über die französische Generale sagte. Sie hätten den Krieg nur in Afrika gelernt, aber die europäischen Heere seien keine Heubuden. Dem französischen Soldaten dagegen spendeten beide das höchste Lob. „Unsere Soldaten“, sagte der Prinz, „sind Männer, die von Geln geführt werden.“ Mischeit kommt der General auf die zunehmende Disziplinlosigkeit und Skorption des Kaiserreichs zu sprechen. „Der Kaiser“, schreibt er 1856 in sein Tagebuch, „wird von allen Seiten bestohlen; er wird bestohlen als Souverain und als Mann. Er bezogt ein neues Generallisten mit 100,000 Frös., der Erfinder bekommt aber nur 10,000. Er kauft ein Pferd, das man ihm mit 90,000 Frös. in Rechnung stellt, während der Verkäufer 8000 Frös. erhält und auch nicht mehr verlangt hat. Welche Geisteskraft!“

Von Franzosen Montijo erwartet der General nichts Gutes und er verfolgt ihren nachstehenden Einfluß mit Sorge und Angst. Er schildert die tollen Feste und Intriguen, von Comédien und Fontainebleau und die dort verkehrenden zweideutigen Elemente, und schreibt dann: „Wahrscheinlich die Würde verflüchtigt sich immer mehr bei unieren Prinzen und deren Umgebung. Man sollte meinen, daß diese ganze Welt sich nicht ernst nimmt und an die Dauer des gegenwärtigen Regimes nicht glaubt. Es ist ein Durcheinander von Leuten, die nur genießen wollen, und in diesem Genuß muß man Rücksicht und guten Ton nicht suchen. Die Kaiserin ist, wie man sagt, eine große Verehrerin der Königin Marie Antoinette, die für eine Zeit wie die unierge kein nachahmendes Beispiel ist, denn was man dieser Königin, welche die Tochter einer Königin war, nicht verzeihen hat, das wird man Frä. Montijo noch weniger verzeihen. Aber die Lehren der Vergangenheit sind für den Hof todt wie Buchstaben. Wie kann nur der Kaiser, der wenigstens für einen bedächtigen Mann gilt, alle diese Thorheiten ertragen, für die er vor der öffentlichen Meinung die Verantwortung trägt? Unser Hof muß ein Gegenstand des Gelächers der fremden Höfe sein. Da wir Prinzen sein wollen, müssen wir es wenigstens in der Haltung und in dem feinen Tone sein. Aber nichts beweist besser, wie sehr die monarchische Tradition in Frankreich sich verliert, als das Gehen dieser großhohen Persönlichkeiten, die unter dem Ancien Regime kaum in den Höfen gebildet worden wären.“

Der General schreibt dann, wie der Einfluß der Kaiserin nach größer wurde, als sie dem Kaiser einen Erben gab, und am 12. August 1856 schreibt er in sein Tagebuch: „Ich habe das dunkle Vorgefühl, daß diese dumme, leichtfertige, eitle, phantastische und jahrgarige Person einmal das Unglück meines Vaterlandes sein wird.“ Wie Recht hat der General gehabt!

Künftig ist die folgende Stelle des Tagebuchs: „16. März 1856. Die Kaiserin ist heute von einem Knaben entbunden worden. Prinz Napoleon (dem dieser Knabe die Hoffnung abnimmt, selbst Kaiser zu werden) hat sich bei dieser Gelegenheit sehr ungeschickt und unbillig benommen. Da er sich bei der Präsentation des Neugeborenen von allen Hoffingen, die ihn nicht liebten, losgerissen fühlte und es in der That auch war, so hätte er wenigstens so viel Selbstbeherrschung haben müssen, um seinen Aerger nicht merken zu lassen. Aber diesen Aerger konnte jenseitig mitzulassen mit Händen greifen: Se. Kaiserliche Hoheit machte ein höchst düsteres und mürrisches Gesicht. Man erzählt sich das Venmot, daß ein Minister über diese Scene machte: „Seht da, Nero, der die Ermordung des Britannicus erwidert!“

\* Ein allerliebster Vorgang in der Thierwelt ist in Königsberg auf einem Schulhofe beobachtet worden. Im v. J. wurden dort in unmittelbarer Nähe des Schulgebäudes mehrere Staatsstärken auf zwei Almen angebracht und zur Freude der Jugend sehr bald von zwei Staatspapen besogen. So oft nun in den gegenüber liegenden Klassen Gelangunterricht erteilt wurde, erschienen regelmäßig die Staatsr, lebten sich auf die Spitze der genannten Bäume und piffen munter, mit den Flügeln gleichsam Takt schlagend, ihre brülligen Weisen. Denselben Vorgang hat man auch in v. J. beobachtet, wie es denn dem Naturverze wohl bekannt ist, daß Staatsr die Musik lieben und auch Melodien nachschießen lernen.

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

Neue Bücher.

Man mag die täglich wachsende Vethellung der Frauen an der Schriftsteller erfreulich oder bedenklich finden: jedenfalls können die Schriftstellerinnen verlangen, mit denselben Maßstäben gemessen zu werden wie die Schriftsteller, oder — sie müssen es sich gefallen lassen, mit denselben Maßstäbe gemessen zu werden.

Des im Mittelalter an Wimmelbüchern so reiche Trol ist in der Periode der neueren Literatur nur langsam und zögernd auf den Plan des Wettbewerbes getreten, aber, wie der Raubige freudig anerkennt, mit immer wachsendem Erfolge. In den besten dichterischen Geistes Tirols gehört Angelita von Hörmann.

In Oswald von Wolkenstein (Dresden, Eßermann, 1890. 2 M.) hat die Dichterin einen Dichter, einen der letzten ritterlichen Sängler Tirols, zu ihrem Geliebten gewählt und wahrlich, dieser reichbegabte, feischblütige Geisel, dessen Leben ein Roman ist, eignet sich vorzüglich dazu. Der durch Frauengeld bewohnte Hof nicht sich in der jungen Ehe mit einer liebtreibenden sojt noch fündlichen Frau nicht glücklich. Die Treue brechend fällt er in die Gewalt eines rächtigen Weibes und duldet schwere Kerkerhaft. Aber das Unglück lütert seine Seele, wie es den Geist und Charakter seiner ehlen Gattin aufs schönste entwickelt. Durch ihren Edelmut und Heidenmut dem Leben und dem Glück wiedergegeben, findet er sein Weib, das inzwischen Mutter geworden ist, herlich verwandelt.

Er schaut ein selbsterweußtes Weib, Das durch das drohende Verderben Befläßt, gereit an Seel' und Leib, Wohl werth, auf's Neue drum zu werden.

Die Sprache ist rein und fließend; anwelen geht die Darstellung etwas ins Breite, hier und da unter der Einwirkung des Überflusses gut gebaut und gut geremten Verses.

Ankers als die Tirolerin Angelita von Hörmann ist die Wienerin Marie Antoinette gezeichnet. Die Verwardigkeit eines gewissen neu-wiener Art mit dem Franzosenthum tritt in ihren Novellen: „Aus der Schmiege des Lebens“ (Berlin, Hoberier, 1890, 3 M.) deutlich hervor. Sie wählt sich fern liegende, hinreichend pikante Probleme und behandelt sie mit entschiedenem Gevrit, wenn auch nicht immer mit glücklicher und wahrcheinlicher Lösung. „Ein Gevissenloier.“ Ein reicher Mann, der, wie wir wissen nicht, wie, eines Wortes schuldig geworden ist, erteilt einen vernachlässigten Knaben ohne Religion und Moralunterricht, um einst ein vorurteilloses Urtheil über seine That zu erhalten. Das erteilt er nun freilich nicht, aber sein Bögling wird zum Mörder. Diese wie die übrigen Erzählungen scheinen mir auf eine harte Einwirkung Paul Bourget's hinzuweisen.

Ein echt deutsches Buch, durchatmet von geunder Luft, gleich wahr im Ausdruck jedes Gefühls und reich an herabreitendem Humor ist „Auch ein Roman und andere Geschichten“ (Berlin, F. und B. Schömann, 1890, 3 M.), sein glücklicher Titel, von der Allemannin Hermine Billinger. Die Dichterin fühlt mit der Seele des Volkes und wählt ihre Gegenstände aus dem echten Leben der Wirklichkeit. Sie zeichnet in der Novelle „Der Hauptpunkt“ einen braven Krämer, der ein Fanatiker seiner von ihm ausgeübten Religion der vaterländischen Moral ist, sich aber in Thaten einer Menschheit mit christlichen Grützen persönlich zusammenfindet. Ein Weiserer mit Kleinen ist jene Pöbhe, um ein vermittelter Stromschiffer und eine vermittelter Schifferstrau in der Nacht auf dem dunkeln Strom durch ihre verwaisten Kinder zusammengebracht werden. Auch die andern Erzählungen, die helleren wie die dunkleren, sind gleich lebensnahe und viel, zum Theil dabei von hirsprechendem Humor. Ein Beurtheiler meint mit Recht, man werde oft an den Landsmann der Dichterin, Hebel, und oft noch mehr an Baucier erinnert.

In einem scharfen Gegenlage zu dieser Novellenammlung stehen die Geschichten der norddeutschen (norddeutschen) Dichterin Hedwig Wagner (Hedwig Varch). Die Verfassung des Buches „Die M an r e i c h e n k o m m e r“ (Berlin, F. und B. Schömann, 1891, 2 M.) hat vorzugsweise ein Auge für die Schattenseiten unierer geistlichen Verhältnisse und ein Herz für die Armen und Elenden. Hier und da zeigt diese Teilnahme für die Bedrängten ihre Rehrseite in einer gewissen Härtekeit und so kommt es, daß das Gesamtbild unierer Verhältnisse, wenn man ein solches einem Triebe der menschlichen Natur folgen, aus den Einzelbildern entwickelt, stark verzeichnet erscheinen muß. Nicht selten wird man, wenn man nicht Weisheit ist, der Verfasserin widersprechen, wird aber die Ehrlichkeit ihrer Gesinnung anerkennen, nicht weniger als wie ihre gediegene Darstellungsweise.

Das Buch Schreybiel zum Erlaub nicht fehlt, erwähne ich Anna Wils, W an n“ (Dresden, Bieton, 1890, 4 M.). In der ersten Geschichte handelt die junge Frau eines alten Mannes mit einem Studenten an, um ihn schließlich aus Ganne zu verlassen, mit dem laubren Troste, daß sie sich ihrem Gatten nie hingeben werde. Ganz trivial und abendlich ist Nr. 2, eine Zuerstgeschichte von äußerster Unwahrscheinlichkeit und Unnatürlichkeit. Die andern Novellen sind unschuldige Dilettantenleistungen. Man kann der Verfasserin nur zurufen: Nicht wieder thun. A. W.

\* Das Sperrgelder-Gesetz und der Kampf mit Rom. Von Pastor D' Vorward, Unnenhof. Barmen, Hugo Klein.

\* Klutritter Führer durch Hamburg und die Nordseebäder Kuzbaben, Helgoland, Amrum, Wylf, Föhr, Wenningstedt-Weierland, Sylt und Norderne. Herausgegeben von Storm und Philipp. Mit 40 Abbildungen, 4 farbigen Karten, zahlreicher Theaterpläne usw. Hamburg 1891, Verlagsanstalt und Druckerei-Alfien-Gesellschaft (vormals J. F. Richter). 1 M.

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Unterhaltungsblatt der Gaale-Zeitung.

Nr. 150.

Halle a. d. S., Mittwoch den 1. Juli

1891.

Das Geheimniß des „Hansom Cab.“

Roman von Fergus W. Fane.

Deutsch von H. Krauss.

[5]

„Mr. Whyte sagte, er wäre eben erst von England angekommen,“ fuhr Mrs. Hableton in ihrem Berichte fort. „Daraus erklärt es sich auch, daß sein Nachnam nicht von Freunden relognosziert werden konnte.“

„Er nahm die Zimmer auf ein halbes Jahr, meinte, so lange würde er wohl bei mir wohnen bleiben, und bezahlte auch die Miete auf eine Woche voraus. So hat er das auch als Gentleman regelmäßig fortgehalten. Er behauptete eine Menge Freunde zu haben und ging auch ein und alle Abende aus.“

„Wer waren denn seine Freunde?“ „Das kann ich Ihnen nicht sagen, denn er war sehr verschlossen, so ein richtiger Heimlichthuer, und wenn er ausging, so erfuhr ich niemals wohn, was den Männern so recht ähnlich sieht. Sie sagen, sie gingen an die Arbeit, und dann findet man sie im Bierhause. Aber daß er sich bald mit einer reichen Erbin verheirathen werde, hat Mr. Whyte mir doch erzählt.“

„Ah!“ machte der Detektiv. „Nur einen von seinen Freunden habe ich zu sehen bekommen — einen gewissen Mr. Moreland — der besuchte ihn sehr oft; sie verkehrten zusammen wie zwei Brüder.“

„Wie sieht denn Mr. Moreland aus?“ „Na, sehr hübsch,“ erklärte Mrs. Hableton mit saurer Miene; „aber seine Sitten und Gewohnheiten waren nicht so hübsch wie sein Gesicht — schön ist, wer schön handelt, heißt der Spruch.“

„Ob er von dem Falle etwas weiß, möcht' ich wohl erfahren,“ murmelte Gorbh für sich. „Wo ist denn dieser Mr. Moreland zu finden?“ fragte er laut.

„Kann' nicht sagen, ist mir selbst nicht bekannt,“ erwiderte die Frau. „Er pflegte regelmäßig jeden Tag nach hier zu kommen; seit einer Woche jedoch hat er sich hier nicht blicken lassen.“

„Seltsam! sehr seltsam!“ brummte Gorbh kopfschüttelnd. „Diesen Mr. Moreland möcht' ich gern sehen und sprechen. Er wird vermutlich sich wieder hier einfänden?“ äußerte er laut.

„Gewohnheit wird zur anderen Natur, er wird schon wieder kommen,“ meinte die Frau, „er kann zu jeder Zeit vorprechen; meistens kam er des Abends.“

„Dann will ich auf die Möglichkeit hin, ihn zu treffen, heute abend wieder herunterkommen,“ erklärte der Detektiv. „Bewegungen kommen im wirklichen Leben eben so gut vor wie in Romanen, und so kann der Herr, von dem wir sprechen, auch in jedem Augenblicke erscheinen. Was wissen Sie sonst noch von Mr. Whyte?“

„Vor zwei Wochen, es können auch drei her sein, genau weiß ich das nicht mehr, kam ein anderer Herr zu Mr. Whyte; er war von hoher Statur und hatte einen hellen Rod an.“

„Ah! Straßenanzug?“ „Nein, einen Gesellschaftsfrack, den hellen Rod hatte er bloß barübergezogen, und er trug einen weichen Filzhut.“

„Der Gesuchte! — Fahren Sie fort.“

„Er ging in Mr. Whyte's Zimmer und machte die Thür hinter sich zu. Ich kann mich nicht befinden, wie lange sie zusammen gesprochen haben; aber ich saß in diesem Zimmer und hörte, daß sie sehr laut wurden, sich zankten und fluchten, wie es so die Art der Männer ist. Ich ging hinaus auf den Korridor, die Gentlemen zu bitten, nicht solchen Lärm zu machen, als eben Mr. Whyte's Stubenthirn aufgerrissen wurde und der fremde Herr heranstarrte und nach der Hausthür zuzug. Mr. Whyte kam nun ebenfalls heraus und polterte: „Sie ist mein! Sie können gar nichts machen!“ Da drehte sich der andere, wie er die Hand schon auf der Thürkante

hatte, wieder um und antwortete jönnig: „Lobt kann ich Sie machen! und wenn Sie sie betrauen, dann soll es auch geschehen, selbst auf offener Straße ihne ich es!“

„Ah!“ kam es wieder über Gorbh's Lippen, „und her nach?“

„Dann schlug er die Thür hinter sich zu, daß alles krachte und sie nun gar nicht mehr richtig schlief; leider habe ich kein Geld, sie wieder in Ordnung bringen zu lassen. Dann ging Mr. Whyte lachend in seine Zimmer zurück.“

„Wie er über das Vorkommniß irgend eine Bemerkung gegen Sie laut werden?“

„Nein, er äußerte nur, daß er von einem Berrückten wäre belästigt worden.“

„Und wie hieß denn dieser Fremde?“

„Habe keine Ahnung, da Mr. Whyte mir den Namen nicht gesagt hat. Der Herr war sehr groß und hatte einen blonten Schnurrbart; seinen Anzug habe ich Ihnen schon beschrieben.“

Der Detektiv war zufrieden.

„Das ist der Mann,“ dachte er bei sich, „der in die Droschke stieg und Whyte das Lebenlicht auslösch; jeder Zweifel ist ausgeschlossen! Er war Whyte's Nebenbuhler um die Erbin.“

„Was denken Sie darüber?“ fragte die Wirthin neugierig.

„Ich denke,“ erwiderte er, mit einem festen Blicke auf ihre Züge, „die Veranlassung zur Verübung dieses Verbrechens ist eine Frau.“

Sechstes Kapitel.

Mr. Gorbh entdeckt noch mehr.

Als der Detektiv Postum Billa verließ, lebte in seiner Seele kaum noch ein Zweifel, wer der eigentliche Thäter des Verbrechens sei. Der Herr in dem hellen Ueberzieher hatte die Drohung ausgeföhren, Whyte zu mordern, selbst auf offener Straße — diese letzten Worte waren besonders bedeutungsvoller — und hiermit jeder Zweifel geboben, daß er die Drohung zur That gemacht habe. Der Mord war in überzeugender Weise die Bestätigung der im Jorne ausgeföhrenen Neugier. Seine nächste Aufgabe war bemessen, den bewußten Herrn ausfindig zu machen, zu erforschen, wer er sei und wo er wohnte, und danach, ausgerüstet mit diesem Wissen, auszuforschen, wo er sich in jener Mordnacht aufgehalten, und was er sonst getrieben. Mrs. Hableton hatte den Herrn zwar geschildert, konnte aber seinen Namen nicht, und ihre vage Beschreibung seiner Persönlichkeit hätte auf Dutzende anderer junger Männer in Melbourn passen können. Nur ein Mensch dürfte seiner Meinung nach inslande sein, ihm den Namen jenes Verführers zu nennen, und das war Mr. Moreland, der intime Freund des Ermordeten. Sie schienen, nach der Darstellung der Hauswirthin zu schließen, auf so freundschaftlichem Fuße gestanden zu haben, daß es mehr als wahrscheinlich war, daß Whyte ihm alles von dem Auftritte mit dem jörrsprüchenden Besuche mitgetheilt hatte. Und Morelands Kenntnis von den Verhältnissen, Gewohnheiten und der ganzen Lebensweise seines verstorbenen Freundes konnten ihm allein die Frage beantworten, ob ihm aus Whyte's Lobe ein Vortheil erwachsen sein würde, wie auch ferner, wer die Erbin war, die zu gewinnen Whyte gepreßelt hatte. Während in diesen Folgerungen war für ihn nur Morelands Fortbleiben. Sollte er das tragische Ende seines Freundes nicht erfahren haben, obgleich die Tagesblätter sämmtlich ausführlich über den Fall berichtet hatten und auch eine getreue Beschreibung von der persönlichen Erscheinung des Entseelten bei der Bekanntmachung der ausgelegten Besöhnung gegeben worden war? Als einzige Erklärung für





Morlands bestrebliches Schweigen konnte bloss eine vielleicht zufällige Entfernung aus der Stadt angesehen werden, weil in diesem Falle Bettungen ihm nicht zu Gesicht gekommen wären und möglicherweise auch auf andere Wege über den Wirth nichts zu seiner Kenntniss gelangt war. Auf alle Fälle konnte es sich der Mühe lohnen, auf die Möglichkeit hin, daß Morland in die Stadt zurückgekehrt sei und zum Besuch bei seinem Freunde sich eingelassen habe, wieder hinunter nach St. Kilda zu traben. Nach eingenommenem Thee nahm er daher seinen Hut und machte sich auf den Weg nach Postum Villa, obgleich er sich nicht verhehlte, daß es wahrscheinlich ein vergeblicher Gang sein würde.

Die Hauswirthin öffnete die Thür und führte ihn schweigend diesmal nicht in ihr Wohnzimmer, sondern in ein weit eleganter eingerichtetes Gemach. Gorbh erriet sofort, daß dies Whyte's Wohngemach war. Er schaute sich im Raume um, und nach nur wenigen Augenblicken hatte er sich auch schon sein Urtheil über den Charakter des verstorbenen Bewohners gebildet.

„Hott! ein Ledemann!“ war seine Ansicht, „und ein Verschwenker! Ein Mann, der seine Freunde, möglicherweise auch Feinde, nur unter einer anrüchlichen Menschenfalte haben kann.“ Was den Defekt zu dieser Anschauung gelehrt, waren die ihn umgebenden Zeugnisse von Whyte's Lebensweise. Die Einrichtung des Zimmers an sich war recht gezierig und reich — dunkelrothes Plüschmöbel, und die Fenstergardinen, Portiären, wie auch die Teppiche von gleicher Farbe.

„Ich habe mir die Einrichtung so kosten lassen,“ meinte Mrs. Hableton mit einem selbstzufriedenen Lächeln in ihren breiten Zügen. „Wenn man wünscht, daß junge Herren wohnen bleiben, dann darf man beim Möbliren der Zimmer das Geld nicht anheben, und Mr. Whyte bezahlte honest. Mit dem Essen aber war er sehr eigen und anspruchsvoll, und ich kann nur Hausmannstrost sagen, so französisch Zeug, woran sich die Leute den Magen verderben, verheißt ich nicht herzurichten.“

In der Erwartung von Gorbh's Wiederkommen hatte sie das Gas zuvor schon angezündet. Die mattrösa Glasglocken überzogen den Raum mit einem zarten Licht, ähnlich dem Morgenroth eines jungen Tages. Wirth den Händen in seinen weiten Ärmeln bewegte sich der Defekt gemächlich durch das Zimmer, scharfen Blicks waren darin befindlichen Gegenstand untersuchend. Die Wände waren mit Bildern von berühmten Kunstwerken und Vodeys bedeckt. Zwischen diesen Stichen hingen die Photographien von Damen der Bühne, meist londoner Schauspielern: Nellie Farran, Kate Vaughan u. a. m., auch Sterne von Ballet und des Cirkus, allem Anschein nach Gegenstände der Verehrung des abgehendenen Mr. Whyte. Ueber dem Kaminsims hing ein Pfeifenhalter, daneben war freuzweis übereinandergelegte Laubzweige und unter diesen prangte eine Anzahl von Plüschstrahlen, aus welchen dem Betrachter holde Mädchensichter entgegenleuchteten. Auffallen mußte es, daß es lauter Damenphotographien waren, nicht ein einziges Bild eines Mannes befand sich darunter, weder an den Wänden noch in den Plüschstrahlen.

„Ein Damefreund, sieht man,“ äußerte Gorbh mit Kopfnicken nach dem Kaminsims hin.

„Ein ganzes Corps von Dinnen!“ zählte die Hausbesitzerin durch die zusammengebeugenen Zähne. „Ich schäme mich vor mir selber, wenn ich sie abschauen muß — wir sind alle Weiber ein Geseul, die sich fast ohne Kleider photographiren lassen, gerade als wenn sie eben aus dem Bett gekommen wären. Mr. Whyte aber scheint das zu lieben.“

„Das hat er wohl mit den meisten jungen Leuten gemein,“ entgegnete Mr. Gorbh, indem er hinüber nach der Bücherstange schritt.

„Nobles Vieh,“ ließ die Wirthin wieder einmal ihr Köstlich erklingen. „Ich möchte am liebsten die ganze Bande im Meer ertränken, wo es am tiefsten ist, das möchte ich. Da nennen sie sich die Herren der Schöpfung und thun, als wenn die Frauen nur geschaffen sind für weiter nichts da wären, als Geld zu verdienen, damit sie es verschwenden können, wie mein Prämienplanzer von Wien es machte, der nicht Biter genug in sich hinein füllen konnte. Und nun siehe ich da als arme alleinstehende Frau ohne Familie, wofür ich dem Himmel noch danke, denn die Kinder würden doch nur nach ihrem laubern Vater gelaufen sein.“

(Gorbh. folgt.)

### Der Pseudodoktor.

Von Adolf Paul.

Sechzehn Witbe waren in dem friedlichen kleinen Städtchen eingezogen. Aber es hatte keine Gefahr, bei ihrem Anblick eine Wahrscheinlichkeit zu bekommen, denn es waren weder menschenfressende Affrikaner noch unheimlich bemalte auf dem Kreuzgäßchen befindliche Clow. Und sie wollten hier feins ihre kirchlichen Duperie mit obligatem Menschenfein feiern, sondern das Unludigkeit von der Welt war ihre Absicht, sie wollten das Abiturientenexamen machen. Aus allen Theilen der Windrose kamen sie und aus aller Herren Ländern waren sie gekommen. Und wie sie zu Witben geworden waren? Ja, das wäre wohl ein dickes Buch geworden, hätte man alle die Gründe aufschreiben wollen. Es war eben jeder von ihnen ein kleiner Odyssus auf dem Ocean des Lebens — πολιτροπος, ος μάλα πόλλας; fast alle hatten auf ihrem Kerzhölz ein statliches Konto von dummen Streichen und manche Thräne von Vater und Mutter mochte ihnen schon nachgeweiht sein.

Da war einer, der dem der Familienname zu früh und zu hart angehängt gewesen, daß er schon in der Obertertia mit seinem eigenen Direktors Tochterlein einen Kunststreich hatte gründen wollen und dem entsprechend mit seiner „Sanne“ sich auch verlobt hatte. Da war einer, dem es bei einem früher vertriehenen Abiturientenexamen mit seinem Nachbar ergangen war wie jenen Siebenzig, die getrennt von einander jeder für sich und dennoch wörtlich in ihrer Lieberhebung übereinstimmend die Septuaginta herstellten: es hatte keine mathematische Arbeit mit allen Fehlern und Mängeln auf ein Jahr mit der seines Nachbarn übereinstimmend. Und ein anderer hatte seine ganzen Festschriften bei seinen Lehrern verloren. Und wieder ein anderer hatte sich einmal in seines Lehrers Wohnung eingeschlichen und an seinem dort zur Korrektur lagernden lateinischen Verjährungskertempore noch Verbesserungen vorgenommen, in der Eile aber nicht bemerkt, daß er mit seines Ordinarius tochter Korrekturkarte in den schwarzen Text gedruckt. Und einen fünften hatte die ganze dritte Klasse der Höheren Mädchenschule auf ihrem duntlichen Gewissen, weil sie für die Anrechnung zum Klassenloß angelegt hatte, nachdem er unter einem von ihm geschriebenen von Heterikanten des Kapitols besetzten Tisch „dritte Klasse“ geschrieben und das Bild sogar auf der Kunstausstellung der Untertertia öffentlich ausgehängt hatte. Und zu weiter der sechste und der siebente, fast ohne Ausnahme bis zum sechszehnten.

Einer aber war doch dabei, der kein Kerzhölz und kein Konto hatte, ein schon rite promovirter Doktor der Medizin, dem man zu einer Zeit gelegentlichen Medizinerangeles Ansicht gemacht hatte, daß es auch als Medizinaldiplom das medizinische Staatsexamen würde machen können, denn aber nun, nachdem sich im Winterhies der Wind plötzlich gedreht hatte, angehen vor, sich zuvor noch auf einem Gymnasium prüfen zu lassen. Wlos io hatte er unter die Witben geraten können. Aber dieser Medizinmann schien uns Witben wie ein Geisheil der Vorlesung, weil er der einige war, der uns durch seinen zur unwillkürlichen aber unverwundlichen Humor die zwei Examentage etwas leichter machen sollte.

Examen lassen für die meisten Menschen wenig Angenehmes, weil die prüfendliche Neugierde der Examinatoren in allermeinsten merkwürdigerweise, sobald sie merken, daß man jetzt in gutem Fahrwasser ist, schnell zu einem andern Gegenstand überbringen, wo es bei vollständer Ede wieder io leidst ist, daß wir, um die Wölge unserer Unwissenheit zu beden, uns gleich ängelung hinlegen möchten. Inlere Witben aber waren hinsichtlich dieser kräftlichen Neugierde noch um vieles misrautlicher als andere Menschenfinder, da die meisten von ihnen mehr Wälfesler hatten als einem normalen Menschen nach der Anzahl seiner Füße zukommen.

Während wir nun im Chore unsere Besuche bei unseren Examinatoren machten, erhöhten wir uns gegenständig den Wunsch, indem wir uns jene schönen Examenwörter mittheilten, die der Galgenhumor und die Seltenangit erunden haben und von denen mit noch einer im Gedächtniß geblieben ist: Bei einer Fakultät nämlich ist es Sitte, daß immer zwei und zwei das Examen machen und jeden Prüfung ist es selbst überlassen, sich je nach Gelegenheit, Name oder Meinung zu wählen. Da aber meldet sich nun eines Tages einer allein, der aus irgend einem Grunde seinen Gelban hatte finden können. Darüber erkundt, fragt ihn der Professor: „Saben Sie denn noch keinen Geisheit?“ und der Besworte in halber Verwirrung besimmt unverständlich: „D io, Herr Professor, einen ganz kleinen Wittern.“ Nicht zu unterlassen aber war auch die Gede eines unter uns weilenben Poeten, der, augenblicklich der schätzlichen Dichterkunde angehörend, nach Goethe's Besetzt plötzlich die Augen erblindete, in die Seiten seiner Later quis und in vollendetem Dithyrambus improvisierte:

Während an der Klemmerchur  
Hast ich wie an Ketten,  
Das Examen — wenn weislich nur  
Zeit bestanden hätten!

Der erste Schächtling war vorüber, aber es hatte auf diesem Schächtelche keine Wappeln und Chausseeferne und Dingerhauen gegeben, hinter denen der Hebelmuth io gerne Deckung sucht.

Dr. Gorbh gegen Dr. Gorbh hatten wir einem hormaligen Feinde gegenübergeleitet und hier von uns lagen nun auf der Wohlthätigkeit verhoffen hatten. Und ein gutes halbes Tugend war schwer bleisirt und es war sehr frohlich, ob Wunden und Mutterverlust sie den nächsten Tag noch mitmachen lassen würden. Einer litt auch an Kammenfieber und hatte schon wiederholt eine Neigung zu Choleraichnams zu erkennen gegeben, und es war klar, daß er bei der nächsten besten Gelegenheit davonlaufen würde.

Der zweite Tag begann mit Gedächtnis. Man haute aber damals die Schüler noch von unten nach oben und ging nicht von Sedan nach Maritima und von Königsgrätz nach Marafon. Und io folgten sich denn bei uns die Fragen aus der griechischen und römischen und deutschen Geschichte, um schließlich mit der brandenburgisch-preussischen abzukließen.

Wir lagen nach dem Alphabet und unser Medizinbottler war, da mit dem Anfangsbuchstaben A feiner da war, von B sich nur einer gefunden hatte, C wieder ausfiel und das eine D schon auf der Verlistliste hand, mit keinem C der zweite.

Zeit hatte der erste seine Sache ganz gut gemacht und unser Dr. G. erobst sich, ermit auf den Fehlet, der ihm seine vier Hauptfragen stellte, wie in ein bodenloses Nichts blüend.

Nach einer Weile begann er: „Perikles — — —“ und nun schobte er tief, und hörbar Athem und wiederholte: „Perikles — — —“ und io auch noch ein drittes mal.

Und nun fing's an und er beridete, daß Perikles ein großer Mann gewesen sei und zwar ein Grieche im weiteren und ein Athenex im engeren Sinne, daß die Aspasia seine Geliebte ein Weib sei, daß er sie einen anderen Weib als von seiner Wohnung nach dem Rathhaus und umgekehrt gemacht habe. Dann wachte er von des Perikles abnormer Kopfbildung zu erzählen, welche etwas Doppelartiges gehabt habe, und nun mit einem male ging es wie ein lichter Schimmer über sein Gesicht und er rühr fort: „Und Perikles starb an der Pest. Die Pest aber — — —“

und er hielt einen Vortrag über diesen ausgehörtenen Witzengel lieberer Zeit, der dem Medizinier alle Ehre machte, wovon aber wie aus den erkannten Witten zu schließen war, die ganze Prüfungskommission, der Herr Provinzialaufseher nicht ausgenommen, seine Abnung hatte. Nach etwa zehn Minuten erst ward ihm nach mehrfach geduldeten Veruchen der medizinische Herr durch den Vorstehenden unterbunden, io daß er also zu dem Schluß kam: „So starb also Perikles an einer noch nicht genügend erforchten Krankheit, an der — Pest.“

Es kam die zweite Frage: „Die goldene Bulle,“ worüber er sehr zufriedenstellende Auskunft geben konnte. Sogar ihren Anfang wußte er zu erzählen. „Ein festlich Reich, io in ihm selbst unentschlich, wird zu Grunde gehen. Denn seine Fürchten sind der Räuber Gelfen, darum hat Gott die Fürchten ihres Reiches von ihrer Stelle gestürzt, sie sind blinde Blindenleiter geworden und mit blinden Gedanken begeben sie die Menschheit.“ Veranlassung, Inhalt und Wirkung waren ihm gleich geislich. Niemand würde es ihm verhehlen haben, wenn er nun mit dieser Frage abgeduldet hätte, noch aber wollte er über Karl IV. etwas hinzutagen, der die Bulle erlassen hatte. Und als er nun auch noch diesen Aleranderrückzug von 1241—1242 glücklich zusammengebracht hatte, erinnerte er sich zu seiner Freude auch des großen Sterbens, das unter dessen Regierung 1348 stattgefunden hatte. Da war er mit einem male wieder da, der leuchtende Glanz auf seinen Zügen, und von neuem begann er: „Der schwarze Tod oder, wie wir sagen müssen, die Pest — — —“ Weiter jedoch kam er nicht, denn ein freundlicher Wink des Vorstehenden und ein allgemeines Gelächter löschten ihn jäh den Boden ab.

Die Pest schien nun endlich aus dem Prüfungszimmer vertrieben zu sein, denn die dritte Frage, Luther's Leben, konnte menschlicher Verechnung nach unmöglich ins Gedächtnis kommen, die den Namen wieder herbeizuliegen. Wir sollten uns aber alle gründlich verreckt haben.

Als unser Protestant war unser Doktor, auch in dem großen Geistesstump, der Luther ausgehörten, trefflich subane und ichien eben seinen Ausführungen einen guten Schluß gegeben zu haben mit den Worten: „Und Luther starb, wo er geboren war, in Eisenach,“ als er zu sich hinzuging: „ausführlich und unerwartet, nachdem er io oft in Wittenberg der Pest entgangen war. Die Pest nämlich — — —“

Aber ein diesmal wahrhaft homerisches Gelächter mußte sich ihm, nunmehr ernstlich zu der „Schlacht bei Weipala“ überzugeben, die auch glänzlich mit Pulver und Blei zu Ende geführt wurde ohne die Pest.

Von nun an aber — denn herrliches Lachen bringt die Menschen immer einander näher — vorur immer Examen, obwohl immerhin noch einige von uns zu unwillkürlichen Witzzügen gedrängt wurden, seinen traurigsten Examen: Gelfen und nach ihm mehr und mehr die Form einer wohlwollend geprüften gemäßigten Unternehmung an. Unser Pseudodoktor, wie ich mit meinem lösen Wunde meinen Nebenmann gleichgetauft hatte, war der Held des Tages geworden und ich freute mich, daß er mit sechs anderen und mit

am Abend zu denen gehörte, welche den Lorbeer des Siegers tragen konnten.

Als nun Schluß die sechzehn Witben mit freilich gemischten Geisheiten zu reichlichem Umtrunk bestimmen lassen, nahm ich mir die Freiheit, unterm Schöbwein von getrennt, der übrigens keine hübe schätzliche Weite, den Witten vergeblich hangendacht hatte, geschätzliche Feinaturen zu machen, indem ich meinen Jahn etwas nothig gewordenen Beginn zu sanfterm Witz aus dem Stalle zog und zum besten gab:

Die Erstlung der Pest,  
in kurzweilige Reimlein gebracht  
Wo sie auch war, es ist die Pest  
Ein großes Unglück siehst gewest.  
Sie war, wie's in der Sage heist,  
Ein böser und verunreiniger Geist.  
Der ungenüß' als Pfeilens  
Und oft ein frommes Menschenkind  
Des Raubers Fuß zu nehmen findt.  
Und heute ward sie nun erstlößt:  
Gegenlet die liebe Pest!

### Bunte Zeitung.

\* **Allerlei Indiscretés über die Napoleon.** Vom französischen General Ricard sind kürzlich Memoiren erschienen, die interessante Mittheilungen über verchiedene Wittilieder des Hauses Bonaparte bringen. General Ricard war Sobat unter dem ersten Kaiserreich, er war Flügeladjutant des Königs Jerome und dann dessen Sobne. Er war ein überzeugter Bonapartist und der Napoleonismus war losungen seine Religion, aber das hinderte ihn nicht, in manchen Ständen die Wahrheit zu sehen und auch zu sagen. Und er hat io viele Fehler und Gebrechen gesehen, daß er an einer Stelle trocken ausruft: „Man sollte fast meinen, daß die Napoleon eine Vergnügen daran hätten, den Bonapartismus umzuändern!“

Die Erinnerungen des Generals zerfallen in zwei Theile; der erste bezieht sich auf die Jahre 1793 bis 1806. Die Eltern des Generals waren 1798 in Marseille, und hier schon kam der junge Ricard mit der Familie Bonaparte in Verbindung. Die Familie bestand damals aus Frau Karolina, den drei Söhnen Louis, Josef und Jerome, und den Töchtern Elisa, Pauline und Karoline. Ricard war namentlich mit Jerome befreundet und kam häufig in die Familie. Die Töchter genoßen nicht gerade des besten Nutes, Ricard war aber noch zu jung, um über diesen Punkt authentischen Aufschluß zu geben. Zimmerlein ist, was er erzählt, vntant genug. Die väterlichen Bonaparte spielten gern Theater, und Ricard wurde nebst seinem Theater-Clary als Boge verwendet. „Wir machten uns keine Theater-Comedie,“ erzählt er, „zusammen mit den väterlichen Bonaparte, die es sich ganz besonders angelegen sein ließen, uns nach ihrem Geschmack herauszuwachen. Sie liebeten uns in jeder Beziehung an, und wie lieben sie machen: sie legten uns Hühn auf, die eine ordnete uns das Haar, die andere die Krabatte. Man nahm uns gewöhnlich bei den Ohren und gab uns hie und da eine kleine Ohrpeise; dafür küßte man uns, und erlaubte uns, wieder zu lästern.“

Der General schildert ausführlich den alten Jerome, von dem er sagt, er sei kein böser Mensch gewesen; nur unbandbar sei er im höchsten Grade gewesen, und hätte habe sein Sohn einen schlimmen Einfluß auf ihn gehabt. Von dieser Unbandbarkeit bringt Ricard mehrere Beweise, sowie auch von Mangel an Gehörlichkeit und Takt. Von 1802 bis 1806 war General Ricard erster Flügeladjutant des alten Jerome, und als solcher verkehrte er ganz intim mit der kaiserlichen Familie. Er tabelt öfters die Opposition, die der junge Prinz Jerome dem Kaiser machte, und er verzeiht nicht, daß diese Opposition dem Verwünschten Jerome's entpang, er selber sollte und müsse eigentlich Kaiser sein. Einmal kam der Prinz in eine große Geisteskrankheit; er stellte sich vor den Spiegel betrachtete sich und sagte dann laut aus, daß alle Anwesenden es hören konnten: „Das ist doch wenigstens ein Napoleon'scher! Nicht wahr, General?“ General Ricard, an den die Worte gerichtet waren, erzählt weiter: „Ich verneigte mich stumm. Wir verstanden alle die Anspielung auf eine andere Persönlichkeit der Familie, deren Profil allerdings wenig ähnlich ist. Der Prinz ging gleich wieder fort; wahrscheinlich war er nur gekommen, um diese seine Scene aufzuführen. Es war indeß nicht das erste mal, daß ich ihn io reden hörte; gewöhnlich hatte er sich bezüglich seines Fettes noch viel heftlicher ausgesprochen. Er machte durchaus kein Hehl daraus, daß er ihn gar nicht als zur napoleonischen Familie gehörig oder höchstens als einen durch den Zufall hereinabgeworfenen betrachtete. Ohne Zweifel weiß dies Jedermann, und die Ungeheißtheit beginnt erst dann, wenn es sich darum handelt, den Vater zu lachen, den man unierem Souverän zuvertraut; Jovenses heißt hätte vielleicht darüber sich nicht bestimmt ärgern können.“

Weitläufig verdetretet sich der General über die französische Seesführung in Afrika. Daß der Prinz Napoleon zurück-